

Vaterland und Muttersprache

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Mitteilungen des Deutschschweizerischen Sprachvereins**

Band (Jahr): **20 (1936)**

Heft 9-10

PDF erstellt am: **14.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-419771>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Wünsche, es werde gelingen, wenn nicht die Lokalmundarten, so doch ein würdiges Einheitschweizerdeutsch zu retten, „denn auch das gehöre zu einem einig Volk von Brüdern“ — was hier eine Phrase ist, die Prof. Dieth schwerlich unterschreiben würde; denn entweder wären die Welschen und Tessiner dann nicht unsere Brüder, oder sie müßten dann schleunigst dieses Alemannisch lernen, was ja Baer auch wünscht, aber „wer's glauben tut, und der ist weit von hier“. An Dieth knüpft auch ein Einsender in der „Neuen Aargauer Zeitung“ (16. 7.) an, der für dessen Forderung einer einheitschweizerdeutschen „Autorität“ das glückliche Wort „Sprachvogt“ prägt und Baers Plan mit Spott übergießt. Er bedauert sogar, daß es „Mode“ geworden sei, in öffentlichen Volksversammlungen und bei festlichen Anlässen schweizerdeutsch zu sprechen, und tadelt, daß die Schule in den letzten Jahren die Mundart viel zu viel berücksichtigt habe; die Schüler müssen für das praktische Leben Schriftdeutsch lernen, und ob wir Anke oder Butter, Hamme oder Schinken essen, werde keinen Einfluß auf die „eidgenössische Seele“ oder das Nationalgefühl ausüben, sonst müßten ja die Welschen schlechte Eidgenossen geworden sein. Teilweise mit Recht widerspricht ihm ein anderer (27. 7.), der dann seinerseits wieder übertreibt, wenn er sagt: „Schriftdeutsch ist und bleibt uns eine Fremdsprache, die wir gar nicht richtig beherrschen, und es daher nicht zu verwundern ist, wenn es dann ein Reichsdeutscher für Schweizerdeutsch nimmt.“ Der Mann weiß gar nicht, wie sehr er wenigstens für sich selbst recht hat mit der Behauptung, daß wir das Schriftdeutsch nicht richtig beherrschen, aber ein ordentlicher Volksschüler macht keine solchen Sätze, „und es daher nicht zu verwundern ist“, wenn man über den Mann lächelt.

Unsere bisherige Uebersicht zeigt 29 Stimmen gegen Baer und 6 für ihn.

Vaterland und Muttersprache.

Es ist jetzt viel von geistiger Landesverteidigung die Rede; das meiste ist dabei gut vaterländisch gemeint, aber vieles auch herzlich unklar gedacht und darum nicht viel mehr als vaterländische Phrase. So schreibt der Herausgeber des „Schweizer Spiegels“ in seiner Einleitung zu den verschiedenen Beiträgen über Baers „Alemannisch“ (s. Spalte 3), die Schöpfung einer schweizerischen Schriftsprache dürfte nur als äußerste Maßnahme der Notwehr gegen eine Durchdringung mit fremdem Geistesgut, die unsere nationale Selbstständigkeit aufheben müßte, in Frage kommen“. — Wie soll man sich das vorstellen? Wenn die Schweizer sich bereits in besorgniserregender Weise haben „mit fremdem Geistesgut durchdringen“ lassen, wer will dann in der schweizerischen Demokratie die hochdeutsche Schriftsprache verbieten und uns zwingen, nur noch „alemannische“ Zeitungen zu lesen? Den Morgenschnaps und den Bau einer überflüssigen Drahtseilbahn kann man verbieten, aber es stünde dem „Lande der Freiheit“ schlecht an, die Sprache, das wichtigste Mittel geistigen Ausdrucks, polizeilich zu regeln.

Noch unklarer gedacht scheint uns der Lehrsatz, den Konrad Falke 1933 in der N. Z. Z. ausgesprochen mit der Hoffnung, aus den Reihen seiner Landsleute keinen Widerspruch zu erfahren: „Sollte jemals einer Macht auf Erden der Anspruch zugewilligt werden, uns Deutschschweizer nur deshalb zum Deutschen Reich zu schlagen, weil wir auch deutsch sprechen, so würden wir lieber diese Sprache (und damit die Sprachgemeinschaft mit dem deutschen Volke) aufgeben. Am Lac Léman oder am Lago

di Lugano lebt ebenso gut wie am Zürich- oder Bierwaldstättersee jener Geist der Freiheit, in welchem wir den gemeinsamen Urquell unsere vielgestaltigen Kultur erblicken, und neben welchem uns der sprachliche Ausdruck unseres Innenlebens erst im z w e i t e n Range steht“. (Mit diesen Worten schließt auch Adolf Frei seinen Beitrag im „Schweizer Spiegel“). Wir haben selber während des Weltkrieges und unserer Grenzbesetzung den Gedanken ausgesprochen, daß wir Schweizer nur dem Vaterland und nicht der Muttersprache „das Opfer des Lebens bringen und uns der feindlichen Kugel stellen“. Das ist doch wohl ebenso gut vaterländisch gedacht wie Falkes Worte, und es hätte damals jeden Tag Wahrheit werden können; das konnte man sich damals leicht vorstellen. Aber wie soll man sich das Aufgeben der deutschen Sprache vorstellen? Nehmen wir einmal an, der böse Adolf Hitler teile unserm Bundesrate am 7. März (weil der Tag nun einmal einen gewissen Ruf besitzt) 1937 mit, die deutsche Schweiz gehöre jetzt ebenfalls zum Dritten Reiche, weil sie deutsch spreche. Unser Bundesrat beschließt sofort, dem Räte Konrad Falkes zu folgen, und erklärt am Abend im Rundspruch, von Mitternacht an sei der Gebrauch der deutschen Sprache, natürlich auch der deutschschweizerischen Mundarten, verboten, und wer nicht Französisch, Italienisch, Englisch oder sonst eine Fremdsprache kenne, habe einfach — das Maul zu halten! Und vom nächsten Morgen an wird nun in allen Schulen, vom Kindergarten bis zur E. T. S., Französisch oder Italienisch gelehrt und gelernt, daß die Wände rauchen; die Rekrutenschulen werden um ein Vierteljahr verlängert; für erwachsene Zivilisten werden Abendkurse, nein Ganznachtkurse eingerichtet. Aber woher auf einmal die vielen Lehrer nehmen? Ginge es nicht am leichtesten mit Esperanto? Hoffentlich werden Leute über 65 Jahre geschont! — Oder wird man uns vielleicht ein Menschenalter oder zwei Frist geben? — Was hat eine solche Politifizerei mit Unmöglichkeiten für einen Sinn?

Ein unklarer Denker muß auch, wenigstens nach dem Bericht der „Zürichsee-Zeitung“ (18. 9.) der Dr. Pozzay sein, der an einem Auslandschweizertag in Montreux über „schweizerische Kulturpropaganda“ sprach, die Herausarbeitung eines schweizerischen Kulturwillens und Schaffung einer schweizerischen Kulturkammer forderte; dann heißt es plötzlich: „Wie bei uns vier Landessprachen, verschiedene Kulturen und zwei Konfessionen einträchtig neben einander leben, müßte es auch in einem friedlichen Europa sein“. Ja, wie ist es nun? Wenn wir mit Hilfe der schweizerischen Kulturkammer die helvetische Einheitskultur schaffen, können wir mit unsern „verschiedenen Kulturen“ nicht mehr das löbliche Beispiel der Eintracht geben, und wenn wir das noch weiterhin geben wollen, müssen wir unsere verschiedenen Kulturen verschieden halten und nicht vermischen. Auch dieser Redner versteht offenbar unter schweizerischer Kultur nur den schweizerischen Staatsgedanken, hat also kein sicheres Sprachgefühl, wie jener andere Kulturredner, von dem in Nr. 1/2 d. J. die Rede war.

Wie ganz anders betrachten diese Dinge unsere Welschen und Tessiner. Vor einigen Jahren durfte der mit Recht geschätzte welsche Schriftsteller Robert de Traz im «Journal de Genève» schreiben, dem Schweizer müsse die Muttersprache ebenso heilig sein wie das Vaterland und der religiöse Glaube. Und 1934 (also 11 Jahre nach Mussolinis „Machtergreifung“, ist in Bellinz ein Atlas des Kantons Tessin für tessinische Mittelschulen erschienen, mit ausdrücklicher Genehmigung des Erziehungsdepartements, wo es S. 70 heißt: «I ticinesi sono italiani etni-

camente» (also etwa: „Die Tessiner sind in völkischer Beziehung Italiener“ oder „Die Tessiner gehören zum italienischen Volkstum“). Dann: „Das Italienische ist unsere Muttersprache“. (Also das Italienische; sie sprechen aber auch eine lombardische Mundart, wie wir eine alemannische). Dann wird zur Bekräftigung dieser Lehrsätze ein Wort Bundesrat Mottas angeführt: „Die Sprache ist für jedes Volk ein Gut von unschätzbarem Werte. Seine Muttersprache zu lieben ist ein Naturgesetz, sie zu vernachlässigen ein Zeichen sittlicher Minderwertigkeit. Die Sprache, in der Dante die reinsten Gefühle und die höchsten Gedanken der romanischen Völker ausgedrückt hat, ... gehört zu unserer innersten Seele und ist uns deshalb ein heiliges Vermächtnis. Wenn ein Tag anbräche, an dem die Tessiner ihre Sprache nicht mehr liebten und pflögten, jener Tag wäre verhängnisvoll nicht nur für die Tessiner, sondern für alle die Stämme, die im Bunde vereint sind.“

Man denke sich sowas von einem Deutschschweizer gesagt von der Sprache Goethes! Auf jeden Fall ein glatter Widerspruch zu Konrad Falke. Wer hat nun recht, Motta oder Falke? Es gibt Deutschschweizer, die sagen würden: beide! Uns scheint: keiner! Sie übertreiben beide, aber nach entgegengesetzten Richtungen.

Aus Meister Gottfrieds Werkstatt.

Als Gottfried Keller anfangs der Siebzigerjahre den 1. Band seiner Seldwylergeschichten neu herausgab, unterzog der um zwei Jahrzehnte Gereifte den Wortlaut der ersten Auflage einer sorgfältigen Durchsicht, besonders nach Stil und sprachlichem Ausdruck. Dabei wurden auch einige entbehrliche Fremdwörter durch deutsche ersetzt, besonders im „Pankraz“. Die Schönheit Lydias „imponierte“ nicht mehr, sondern sie „fiel auf“. Pankraz ging darob nicht mehr einer „gänzlichen Confusion“ entgegen, sondern einer ebenso gänzlichen „Verwirrung“ und lief Gefahr, als „Soldat“ und nicht mehr als „Militair“ (was doch noch etwas fremder aussieht als das Fremdwort „Soldat“) rückwärts zu kommen; denn sie war ein wirklich „edles“ und nicht mehr „nobles“ Weib. Schließlich kam ihm aber der Verstand wieder bei dem Abenteuer in jenem Grenzbezirk, der ursprünglich zur „Arroundierung“, jetzt aber zur „Ab-rundung“ des Kolonialgebietes erobert worden war. Früher hatten dort die Eingeborenen noch die Sucht, dem englischen Verbote der Witwenverbrennung zu „kontra-venieren“; jetzt „übertraten“ sie es einfach. Aus „Phantastie“ wird einmal „Laune“, und Frau Amrain hat kein „Rebenspalier“ mehr, sondern eine „Rebenlaube“. Daß niemand zur Wahlversammlung gehen wollte, nannte sie zuerst einen „Skandal“, dann eine „Schande“.

Diese 9 Beispiele finden wir hübsch und fleißig zusammengestellt im Anhang zu Jonas Fränkels Kellerausgabe; aber der Herausgeber hält es für nötig zu bemerken, daß „der dem Purismus abholde Verfasser keine konsequente Entwälschung anstrebte“. Wenn man unter „Purismus“ die Uebertreibung der Berdeutschung versteht (ein hochgestellter Zürcher hat dafür auch schon „Puritanismus“ gesagt), ist das eigentlich selbstverständlich; die Beispiele aber zeigen doch, daß der Verfasser einer vernünftigen Berdeutschung durchaus nicht abhold war, sonst hätte er die genannten Fremdwörter doch nicht ersetzt. Man darf deshalb auch zweifeln, ob Keller den Uebereifer der Berdeutscher „Fanatismus eines Xenophoben“ genannt hätte, wie es der gelehrte Herr Prof. Fränkel tut im Anhang zur 2. Ausgabe des „Grünen Heinrichs“. (Fortf. folgt.)

Vom Büchertisch.

Chomm mit, mer wend üs freue! Gedichtli, Gspröch und Gschichtli i Sanggaller Mundart. Mit 24 Scherenschnitten. Gesammelt und herausgegeben von Hans Hilty. Verlag der Fehr'schen Buchhandlung St. Gallen. 175 S. 3 Fr. 50 Rp.

Wie recht hat der Herausgeber, wenn er einleitend die Worte Ottos von Greyerz anführt: „Mit der Mundart wird dem Kind eine geistige Heimat geschenkt, die es, auch wenn ihm die sichtbare entschwindet, mit fortnehmen kann über Länder und Meere“. Das empfand ich, als ich das Büchlein zu lesen begann — Heimatlaut! Ja, so tönte es ins Ohr damals, vor vierzig und fünfzig Jahren, als man noch auf Zimmermeister Liners Balkenplatz die Zirkuskünste übte, die einem auf dem Jahrmart am Brühl in die eigenen jungen Beine gefahren waren, und noch früher am Brunnenberg, wenn abends die Kinder der Nachbarschaft zu Tante Berta in die Handarbeitsstunde kommen durften, zu Tante Berta, deren Namen ich hier wieder begegne unter etlichen lieben, schlichten Kinderversen. Sie sei mir gegrüßt! Der Kanton St. Gallen hat noch keinen Mundartdichter hervorgebracht, wie sie andere Landschaften haben; ein St. Galler Mundartbuch muß also eine Sammlung aus verschiedenen Quellen sein. Die meisten dieser Quellen hier fließen aus dem weiblichen Gemüt, und man spürt der schönen Einfachheit und Natürlichkeit des Ausdrucks an, daß die Verfasserinnen als Lehrerinnen den Umgang mit Kindern gewohnt sind. Die Gedichte schlingen sich um den Ablauf des kindlichen Erlebens im Jahresring mit feinen Festen; in ungebundener Rede kommt namentlich die Hauptstadt zum Wort, und es erwacht manche Erinnerung an schönen alten Brauch. Vor allem an das herrliche Kinderfest mit der unsterblichen und doch so vergänglichlichen Bratwurst. Das mit Scherenschnitten der Gattin des Herausgebers hübsch gezierte Buch soll der Schule und dem Elternhause Stoff geben zum Vorlesen und Auftragen und so den Kindern die heimische Sprache ans Herz legen, und das muß ihm gelingen. Der Kanton St. Gallen ist geschichtlich so bunt zusammengesetzt, daß der Sammler sich auf den nördlichen Teil beschränken mußte. Diese Mundart ist rein wiedergegeben; daß sie nicht so eigenartig und reichhaltig ist wie etwa das Berndeutsche, daran ist der fleißige Sammler natürlich nicht schuld, und eineweg: üs Sanggallere gfallt üsi Sprooch oo; mer chömed met ond wend üs freue!
M. St.-L.

Allerlei.

Wer kennt das Ursprüngliche in der Seele der Amerikaner? Sie nicht? Aber ich; denn ich lese in der „Illustrierten Zeitung“: „Auch diese berühmten Straßen sind nicht immer schön im europäischen Sinn, aber immer sind sie eindrucksvoll und manchmal unvergeßlich in der Wucht ihrer Anlage und Dynamik, in der Größe des Gedankens, dem sie dienen — vermitteln sie doch in oft überwältigender Form das Ursprünglichste in der Seele des Amerikaners: Grandiosität!“

„Wienerisch“. „Uns gilt heute der „Rosenkavaliere“ als das lebenswürdigste und poetischste oder — sagen wir's auf wienerisch — als das deliziös-charmanteste, was die neuere Opernkunst hervorgebracht hat.“ (M. Z. Z. 5. Sept./34.)